

# Yoga heißt teilen

Die Darstellung und Akzeptanz von Yoga in der Öffentlichkeit hat sich über die letzten Jahre hinweg sehr positiv verändert. Mit Yoga werden immer weniger esoterische Beliebigkeit, halbsbrecherische Akrobatik oder auf indische Exotik ausgerichtetes Fernweh verbunden. Vielmehr ist Yoga ein Bestandteil westlicher (Körper-) Kultur und Lebensart geworden und findet mehr und mehr Eingang in die Diskussion seriöser Wissenschaft und Medizin. In diesem neuen Blick auf Yoga erkennen wir immer wieder auch ein Echo auf das Wirken eines Mannes, dessen Weitsicht und tiefes Verständnis ihn zu einem der großen Vermittler eines zeitgemäßen Yoga hat werden lassen: TKV Desikachar. Dort, wo Yoga heute tatsächlich angekommen ist in der Kultur und dem Lebensgefühl der modernen Gesellschaften Europas, Australiens, der Amerikas und auch Asiens, präsentiert er sich immer häufiger so, wie ihn Desikachar schon in den neunzehnhundertachtziger Jahren lehrte: auf geniale Art einfach, erklärbar und in jeder Hinsicht nachvollziehbar.

Was das heißt, zeigt vielleicht am besten ein kleines Beispiel. Desikachar wurde immer einmal wieder nach dem Sinn des berühmten Chin–Mudrā gefragt. So nennt sich jene Handhaltung, die manchen so etwas wie ein unverzichtbares Erkennungszeichen für die rechte Sitzhaltung im Yoga gilt: Daumen- und Zeigefingerspitze berühren sich und bilden so einen Kreis, die restlichen drei Finger bleiben gestreckt. Desikachars Antwort: Das mit dem Mudrā in der Regel verbundene Konzept fließender Energien oder Symbolisierung einer bestimmten Weltsicht sei vielleicht für einen traditionellen gläubigen Inder, eine Inderin von Bedeutung. Nicht aber für alle anderen Yoga praktizierenden Menschen. Wollen wir dieses Mudrā heute benutzen, dann deshalb, weil es helfen kann, die Aufmerksamkeit zu halten, die für eine meditative Praxis benötigt wird: „Löst sich der Daumen von der Zeigefingerspitze, bist du nicht mehr gesammelt“. Ein Hand-Mudrā bekommt so vornehmlich einen Sinn: die Unterstützung der Ausrichtung des Geistes. Und wer mag, kann ja darüber hinaus eine Symbolik damit verbinden, die seiner Kultur und

seiner Persönlichkeit entspricht – wenn es denn der Ausrichtung des Geistes dient.

Manchem mag eine solche „Entzauberung“ des Yoga, die Desikachar eigen war, nicht gefallen haben; uns hat sie - wie viele andere auch - eher verzaubert und fasziniert: Wir merkten sehr bald, dass ein solcher Umgang mit Yoga es möglich macht, dass seine Konzepte und seine Praxis immer wieder ihren Platz in einer sich ständig wandelnden Gesellschaft finden. Und dass Yoga die Menschen auch weiterhin berühren kann und eine zuverlässige Unterstützung wird für ihre Suche nach Verständnis, Wissen und Glück.

**IM JUNI DIESEN JAHRES** wird TKV Desikachar 75 Jahre alt. Wir wollen seinen Geburtstag zum Anlass nehmen, zu würdigen, was er in seinem langen Yogaleben so vielen von uns gegeben hat und ihm dafür danken.

Ihn selbst erreichen wir damit nicht mehr; Desikachar ist an Demenz erkrankt, in einem Prozess, der sich schon über die letzten Jahre hinweg entwickelte. Seit geraumer Zeit ist er deshalb auch nicht mehr in der Lage, zu unterrichten. Selbst diejenigen, die ihn zwischen 2007 und 2010 noch auf Seminaren erlebten, trafen auf einen Menschen, dessen fortschreitende Erkrankung immer deutlicher sein Auftreten bestimmte. Mittlerweile hat sie ihn seiner Lebendigkeit, Kreativität und Kompetenz beraubt und seine gleichermaßen großen wie liebenswerten Eigenschaften fest in seinem Inneren verschlossen.

Das ist ein Verlust, der uns sehr traurig macht.



**FAST FUNFZIG JAHRE** lang hat TKV Desikachar die Botschaft des Yoga aus Indien in den Westen getragen – persönlich und durch die vielen europäischen und internationalen Yogalehrenden, die bei ihm studieren durften.

Wir haben uns hier für eine sehr persönliche Erinnerung an Desikachars Unterrichten entschieden, weil es uns ein großes Anliegen ist, seine besonderen Qualitäten auch für diejenigen sichtbar zu machen, die sie an ihm nicht mehr kennen lernten. Sie haben Bestand über sein unmittelbares Lehren hinaus. Das tröstet.

Heute geht es uns also weniger um die Inhalte unserer vielen Studien, Gespräche und Diskussionen mit ihm. Als LeserInnen von VIVEKA haben Sie daran schon immer Teil genommen. Vielmehr wollen wir in diesem sehr persönlichen Blick zurück auf fast dreißig Jahre der Begegnungen und des Lernens jene Qualitäten noch einmal ins Licht rücken, die diesen besonderen Lehrer für uns ausmachen. Und ihn auf diese Weise würdigen, auch wenn Huldigungen nie Desikachars Sache waren – wie auch nicht die unsere. Aber es war vor allem auch seine Persönlichkeit, die uns und andere auf besondere Weise inspiriert hat. Er wurde für uns zu einem Menschen, auf dessen Zuwendung und Integrität wir vertrauen konnten und der uns auf diese Weise viel gelehrt hat.

**EINE SEINER EIGENSCHAFTEN** stach denen, die ihn kennen lernten, fast immer gleich ins Auge: seine große Bescheidenheit.

Im Dezember 1985 begegneten wir ihm zum ersten Mal. Ganz neu in Indien, saßen wir zusammen mit einer Handvoll Yoga interessierter Westler auf der Veranda des Krishnamacharya Yoga Mandirams, damals noch an dem berühmten ersten Standort in der St. Marys Road in Chennai und warteten auf einen Konsultationstermin. Da wir wussten, dass »Sir«, wie sie ihn im Mandiram nannten, im Haus war, versuchten wir, ihn unter den vielen Menschen auszumachen, die unseren Platz passierten – ohne Erfolg.

Als er uns dann schließlich am nächsten Tag an seinem Schreibtisch im Mandiram zu unserem Termin mit Handschlag empfing, erkannten wir ihn wieder: Er war am Tag zuvor einige Male freundlich grüßend an uns vor-

*TKV Desikachar mit seinem Vater T. Krishnamacharya, der ihn dreißig Jahre als Lehrer begleitete.*

beigekommen, niemand hatte ein besonders Aufhebens um ihn gemacht. Und auch jetzt nicht: Nachdem er sich über unser Anliegen und unsere Person informiert und uns unseren zukünftigen Lehrern vorgestellt hatte, schwatzte er noch ein bisschen mit uns allen. Wir spürten den Respekt, mit dem die jungen LehrerInnen ihm begegneten, aber es gab keine »Namastes«, keine Verbeugungen, nicht die in Indien so übliche unterwürfige Haltung gegenüber Gurus. Später beobachteten wir gelegentlich doch, wie Menschen, meist InderInnen, sich vor ihm rituell niederwarfen. Wie unangenehm ihm dies war, war deutlich erkennbar; er beendete diese Situationen immer sehr schnell. Meist versuchte er aber, das ganze Procedere von Anfang an zu unterbinden. Sein Bemühen, nicht den Formen der traditionellen indischen Lehrerrolle zu genügen, war allerdings oft nicht sehr erfolgreich. So wurde es zum Beispiel im Mandiram üblich, dass Yogastudierende - Einheimische wie AusländerInnen von ihren Stühlen oder vom Boden aufsprangen, sobald er in Sicht kam. Immer wieder bat er darum, dieses Aufstehen ihm gegenüber zu unterlassen - er setzte sich nie damit durch. Er fühlte sich nicht als verehrungswürdige Person. Für ihn war der Yoga verehrungswürdig, wie er ihn von seinem Vater gelernt hatte, - und natürlich verehrte er seinen großen Lehrer T. Krishnamacharya. Er wurde nie müde, uns allen immer wieder deutlich zu machen, dass er sich ausschließlich als Mittel begriff, die Lehre des Yoga weiter zu geben. Als er später auf unsere Einladung hin nach Deutschland kam - viele Jahre nach unserem ersten Treffen - war es auch hier für alle an seinen Seminaren Beteiligten überdeutlich, dass er nicht auf der Suche nach persönlicher Anerkennung war. Vielmehr war er immer darauf bedacht, sein junges westliches Publikum auf jede mögliche, auch unkonventionelle Art und Weise zu erreichen.

Er wollte nicht einsam auf einem Guru-Podest stehen, er suchte das Feedback, suchte die Kommunikation. Und fand sich mit diesem Selbstverständnis immer wieder in Widerspruch zu indischen Konventionen, aber auch zu den Sehnsüchten vieler seiner engeren und fernerer SchülerInnen. Das Bedürfnis nach einer Vaterfigur, nach einem allwissenden, »erleuchteten« Guru war auch in seinem Umfeld groß, das Ange-

hen dagegen gelang ihm nur teilweise.

Ohne Kompromisse lebte er aber seine Bescheidenheit. Sie drückte sich auch in seinem Lebensstil aus. Ein schlichtes funktionales Haus, in dem er auch persönlich unterrichtete, sein einfacher Kleidungsstil, ein selten benutztes kleines Auto.

So bescheiden wie er war, so großzügig war er - als Mensch und als Lehrer.

In einem Bereich war dieser Charakterzug für seine SchülerInnen etwas delikat: Zu unserem Leidwesen setzte er niemals einen Preis für seinen Unterricht fest. Das endete letztendlich damit, dass die einzelnen SchülerInnen das gaben, was sie angemessen fanden oder für den Unterricht erübrigen konnten - eine heikle Angelegenheit. Für ihn dagegen war diese Situation allem Anschein nach völlig unkompliziert. Seine Bereitschaft diese oder jenen zu unterrichten, machte er nie davon abhängig, wie viel Geld in dem Couvert war, das man ihm am Ende der Unterrichtszeit mit einem Dankeschön auf den Tisch legte.

Geschenke nahm er nie an; er hatte seinen Weg gefunden, sich durch nichts und niemanden verpflichten zu lassen: Er bedankte sich höflich bei dem Schenkenden und gab das Geschenk noch am selben Tag an jemanden weiter, dem er etwas Gutes tun wollte. Armbanduhren, Schweizer Käse, Honig, Füllfederhalter und vieles mehr wechselten so in schneller Reihenfolge die BesitzerInnen.

**IHM SELBST MACHTE** Schenken Freude. Sehr oft kamen wir vom Unterricht mit ihm zurück, die Taschen voller Bananen, Mangos, Papayas und anderer Früchte, die er uns gegeben hatte. Manchmal überraschte er uns mit einem schönen Buch oder einem kleinen Stück indischen Kunsthandwerks, über das wir einige Tage zuvor gesprochen hatten. Wenn wir in der großen Nachmittags-hitze des Chennaier Frühsommers gähnten, sprang er auf und bereitete uns einen Kaffee - er selbst trank keinen.

Seine Großzügigkeit beschränkte sich aber nicht nur auf Alltägliches; er teilte alles, vor allem sein großes Wissen. Niemals in all den Jahren hatten wir je das Gefühl, er hielt etwas von dem Wissensschatz zurück, über den er durch seinen Vater und aus der eigenen

Arbeit mit Yoga verfügte; nicht vor uns und nicht vor irgend jemandem anderen, der ernsthaft darum bat. Alles, was er gelernt, verstanden und durch seine Arbeit erfahren hatte, gab er weiter. Er schlug uns vor, die Klientenakten des Mandiram zu studieren, damit wir konkrete Fragen stellen konnten; er ließ uns bei sich sitzen, wenn er Konsultationen durchführte; alles Unklare konnten wir später mit ihm diskutieren. Er ließ uns KlientInnen des Mandiram unterrichten und half uns dabei durch unsere Schwierigkeiten hindurch. Hatte er uns in den Jahren davor schon alle ihm mögliche Unterstützung gegeben, so stand er nun noch mehr zu unserer Verfügung, wenn wir mit »Fallbeispielen« und Problemen aus dem individuellen Unterricht zu ihm nach Chennai kamen. Viele Stunden begannen damals mit dem Satz: »Was braucht Ihr für eure Arbeit von mir? Und: »Press the button« - drückt den Knopf.

Was auch immer wir mit ihm studierten, das Yoga Sūtra, andere Texte oder Prinzipien des Yoga, die Anwendung des Yoga in der Yogatherapie - er zögerte nie, uns das alles zu lehren, offen für jede Frage, jeden Zweifel und jede Diskussion. Wir haben dies immer als seinen sehr persönlichen, individuellen Charakterzug begriffen. Er selbst hingegen fühlte sich von seinem Vater ebenso wie von den Besten der indischen Lehrertradition zu dieser Offenheit in der Weitergabe von Wissen inspiriert, ja verpflichtet. In den Geschichten aus der indischen Mythologie die er uns erzählte, wurden solche kritisiert, die ihr Wissen zurückhielten. Er sagte: »Yoga heißt teilen«.

**DESKACHAR WAR EINER** der wenigen Yogatherapeuten seiner Zeit in Indien, die sich nicht mit dem Befolgen traditioneller Konzepte zufrieden gaben. Es machte ihm tatsächlich Freude, sein therapeutisches Handeln immer wieder zu hinterfragen und auf den Prüfstand zu stellen. Daraus ergab sich für ihn die Notwendigkeit einer intensiven und offenen Diskussion über den Wert jeder einzelnen Yogaübung, sei es ein Āsana, ein Prāṇāyāmā, sei es eine Meditations-technik.

Für eine große Vielzahl von Āsanas entwickelte er kreative Varianten, die in

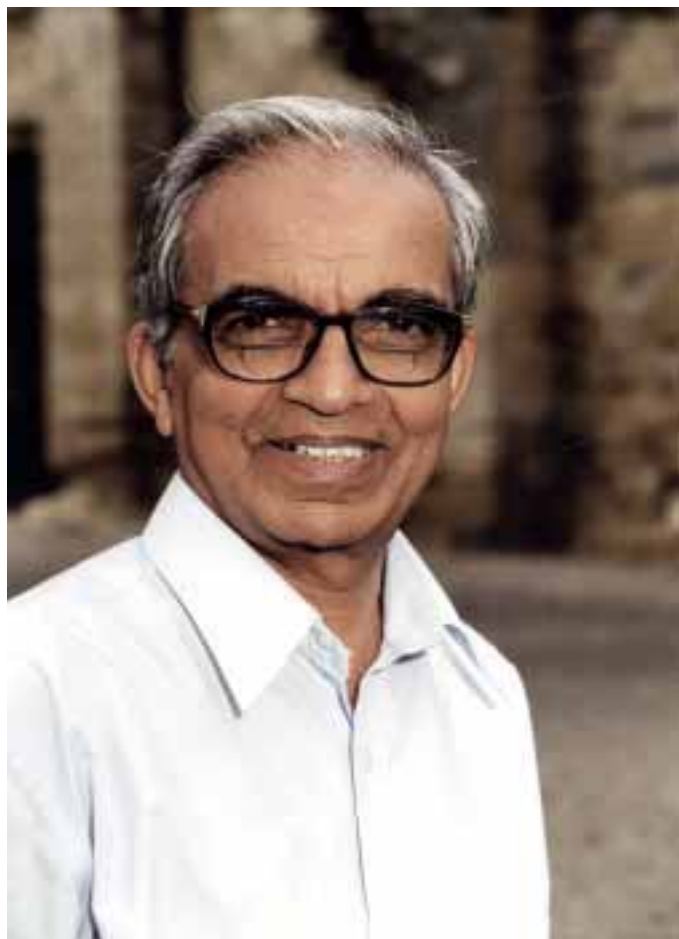


therapeutischen Yogapraxen zum Einsatz kamen. Alles, was sich als hilfreich erwies, wurde benutzt. Die Inspiration dazu kam ihm bei der Beobachtung und der Kommunikation mit den Klienten. Er war ein ungeheuer scharfer und wacher Beobachter: Zeigten sich Störungen, deuteten sich darin für ihn in der jeweils besonderen Art ihres Auftretens auch immer Ideen für entsprechende Praxisvorschläge an. Geriet jemandem ein angewiesenes Āsana zu einer Form, die nicht dem Bild entsprach, das man sich üblicherweise davon macht, wurde für ihn nie der Mangel an Können oder gar Perfektion zum Thema. Vielmehr begrüßte er in jeder überraschenden Art der Ausführung eines Āsana die Chance, diagnostisch wertvolle Hinweise auf die besonderen Einschränkungen einer Person zu erhalten. Und daraus Ideen oder eine passende Variante für deren persönliche Praxis zu entwickeln. Unseren Blick auf die Einzigartigkeit, die immer individuelle innere Dynamik und die Ressourcen eines kranken Menschen hat er mit dieser Vorgehensweise über viele Jahre immer wieder neu geschärft. Und er hat uns gelehrt, nicht festen Mustern zu folgen, auch wenn sie sich vielleicht auf altehrwürdige Tradition bezogen. Und neue zu entwickeln, wenn es die Situation erforderte.

So zögerte er nie, Neues in seiner eigenen Arbeit auszuprobieren. Viele seiner Ideen entstanden in den Gesprächen, die er mit den KlientInnen oder seinen SchülerInnen führte. Gerne erinnern wir uns etwa an das wunderschöne Meditationsmandala aus Weizenkörnern, das er für eine westliche Schülerin in vielen Gesprächen mit ihr ersann und dabei immer wieder veränderte.

Das Ergebnis entsprach dann auch keiner der üblichen Vorstellungen von einem Mandala.

**MEHR ALS DIE** Tradition galt ihm immer das, was er so oft als »Common Sense« einforderte: Gesunder Menschenverstand. Wenn sich etwas nicht bewährt, sich für etwas keine einleuchtende und nachvollziehbare Erklärung finden lässt, dann hilft auch nicht das Argument weiter, dies sei traditionell schon immer so gemacht oder gesehen worden. Diese Haltung nahm er gegen-



über Āsanas, Prānāyāmas oder Meditationen genauso wie für die Interpretation von Texten ein: Etwas ist nicht deshalb richtig, weil ein Lehrer es so gesagt hat oder es so in einem alten Text steht. Es ist richtig, weil es sich in der Praxis auch bei kritischem Blick bewährt hat und weil es auch dann Sinn macht, wenn wir unseren gesunden Menschenverstand benutzen. Es gab kaum eine intensive Diskussion mit Desikachar um das Für und Wider eines Praxisvorschlags oder die richtige Interpretation einer Textstelle, in der er diese Sichtweise nicht einbrachte.

So verwundert es auch nicht, dass ihn vor allem zwei persönliche Prinzipien in seiner Tätigkeit als Yogalehrer leiteten; in einem Seminar in den USA, zu dem er seine langjährigen SchülerInnen eingeladen hatte, machte er sie einmal in eindrucklicher Weise zum Thema:

1. Ich muss auf mein Gegenüber meditieren. »I have to meditate on the person in front of me«

2. »I am a fool«: Ich bin ein »Tor,

ein Dummkopf«; ich kann mich irren.

Er nannte sie scherzhaft seine »Mantras«. Durch sie hat er uns das gelehrt, was wir als eine zentrale, eine Herzensbotschaft des Yogaunterrichtens verstehen.

Zum einen: Als YogalehrerndeR musst du dich auf dein Gegenüber in einer ähnlichen Weise einlassen, wie es eine Meditation von dir verlangt. Also mit ungeteilter Aufmerksamkeit, zugewandt, offen, ohne Vor-Urteil. Im Zentrum deines Denkens, Fühlens und Handelns im Yogaunterricht steht der Mensch, die konkrete Person vor Dir. Nichts anderes.

Es geht darum, was diese Person von Yoga erwartet, was sie als ihr Anliegen formuliert, wie sie sich fühlt, wohin sie will, wie sie mit ihren Beschwerden oder Einschränkungen umgeht; nicht wie es Dir damit ginge, was Deine Ziele wären, wie Du Dich dabei fühlen würdest. Dein »Ich«, deine Befindlichkeiten sind in diesem Augenblick nebensächlich.

Die zweite Botschaft ist nicht weniger bedeutsam: Auch das sicherste Gefühl bei einer Einschätzung eines Menschen, beim Entwickeln eines Praxisvorschlags kann nicht verhindern, dass Du dich dabei irren kannst. »I am a fool« ist Ausdruck nüchterner Selbsterkenntnis. Sie hält immer wieder dazu an, neu zu beginnen, neu zu hinterfragen, neu zu schauen, nichts für gewiss zu nehmen. Und Fehler sind da, damit man daraus lernt. Gleichzeitig lehrt die Botschaft »I am a fool« Selbstakzeptanz, gerade auch wenn sie schwierig ist.

Die eigene Person relativieren – das war ihm wichtig. Ebenso, realistisch zu bleiben in Bezug auf die eigenen therapeutischen Möglichkeiten. Als einmal eine westliche Schülerin wissen wollte, ob er denn eine Aura sehen kann, konnte er nicht nachvollziehen, wie man gerade ihm eine solche Frage überhaupt stellen konnte.

**GEDULD WAR EIGENTLICH** nicht Desikachars persönliche Stärke. Im Alltag musste alles sehr schnell und effektiv abgewickelt werden. In der Rolle des Yogalehrenden, des Yogatherapeuten jedoch konnte er abwarten. Als wir ihn noch nicht so gut kannten, war das manches Mal recht irritierend für uns. Wir konnten ihm Minuten lang schweigend gegenüber sitzen. Er wartete darauf, dass wir ihm sagten, was wir wollten, wartete, ob wir Fragen hätten. Es dauerte ein wenig, bis wir verstanden hatten, dass dieses Abwarten Ausdruck eines echten Interesses an uns war. Er signalisierte uns so, dass dies unsere Zeit bei ihm war – nicht umgekehrt; dass wir in diesem Moment die Hauptpersonen waren, nicht er; dass wichtige Fragen ihre Zeit brauchen. Auch sein Umgang mit KlientInnen war geprägt von der Fähigkeit abwarten zu können. Nie drängend, sondern zurückhaltend beobachtend, wie sich Dinge entwickeln; auch was das Geben von Ratschlägen anging, war Desikachar sehr sparsam.

Im Unterrichten musste er niemals ein »Thema zu Ende bringen«. Viele Jahre lang fuhren wir zurück nach Deutschland, ohne unsere Gespräche oder die Diskussion eines Textes abgeschlossen zu haben. Wenn wir ein Jahr später wieder bei ihm saßen, dauerte es ein, zwei Tage des Ein- und Aneinander-Gewöhnens und wir griffen den Faden

auf, den wir im Jahr zuvor hatten liegen lassen.

**DESIKACHAR DISKUTIERT** gerne und intensiv. Viele Stunden unseres Unterrichts bei ihm verbrachten wir damit, ihm unsere Arbeit in Berlin darzustellen. Wir erörterten unsere Versuche, neue Wege, neue Strukturen der Präsentation von Yoga oder dem Umgang mit Yogatherapie zu finden; alles Dinge, die sich aus unserer Arbeit ergeben hatten. Manches davon hielt in diesen Diskussionen seinen kritischen Einwänden nicht stand und verschwand wieder aus unserem Repertoire. Anderes blieb Teil unserer gemeinsamen Sichtweise über die Anforderungen, die der Transfer von Yoga in den Westen stellte. Manchmal, sehr selten, gab er uns dabei Empfehlungen für die Darstellung des Yoga bei uns »im Westen«. Die Herausgabe einer Zeitschrift für Yoga wäre besser als die eines Buches über Yoga – war einer der wenigen Ratschläge, die er uns gab. Er meinte, man könne mit einer Zeitschrift Fehler leichter korrigieren und die Yogarezeption im Fluss halten. So entstand die VIVEKA, bei der er uns mit Beiträgen oder Interviews immer sehr unterstützte. Ein Buchprojekt legte er uns in den letzten Jahren aber dann doch immer wieder ans Herz; Er hatte auch schon eine Idee für den Titel: »Yoga revisited« (auf deutsch in etwa: Yoga »überarbeitet« oder »neu betrachtet«). Seine Vorstellung vom Inhalt: Yoga als ein lebbarer und lebendiger Weg braucht immer neue Impulse. Āsanās, Prāṇayāmas sind nicht deshalb gut, weil sie schon über viele Jahrhunderte so geübt wurden; man muss sich von alten Zöpfen trennen und Erfahrungen und neue Erkenntnisse aufnehmen. Es ist ein unvollendetes Projekt geblieben.

Das war aber auch schon fast alles an konkreten Vorschlägen für unsere Arbeit in Berlin, die wir von ihm bekamen. Meist kehrten wir nur mit neuen Fragen und Inspirationen aus diesen Gesprächen zurück nach Hause.

**DIE GRÖSSTE BEDEUTUNG** für die Verbreitung des Yoga hatte vielleicht doch seine Fähigkeit, den Yoga dem westlichen Denken zugänglich zu machen. Die gesamte innovative Arbeit sei-

nes Vaters T. Krishnamacharya hätte niemals ihre heutige Verbreitung erreicht, wäre sie nicht durch Desikachar in einer einfachen, verständlichen und nachvollziehbaren Sprache für eine junge Generation in West und Ost übersetzt worden. Als jemand, der in seinen jungen Jahren schon Europa bereist hatte, war er sich der Notwendigkeit bewusst, den Yoga auf kulturell angemessene Art und Weise zu kommunizieren. Er fand, die Konzepte des Yoga müssten sich in jedem Moment unseres Alltags wiederfinden und nutzen lassen. Seine Art, Dinge darzustellen, war für einige westliche »Yogaprofis«, vertraut mit ehrwürdigen Satsangs, abgehalten von orangerot gekleideten Swamis, höchst gewöhnungsbedürftig. Seine Beispiele waren aus dem täglichen Leben gegriffen, die Art und Weise der Argumentation einfach und eindringlich. In seinen Vorträgen ging es nicht um Hehres und Heiliges; Spiritualität sei im Leben zu Hause, antwortete er einmal auf die Frage, warum er dieses Thema nicht besonders bespräche.

Viele Menschen sprach jedoch genau diese Art der Vermittlung von Yoga an. Seine Lesungen waren immer so tief und ernsthaft wie einfach und humorvoll. Er hat es geschafft, die Kluft zwischen der alten Tradition des Yoga und unserer modernen westlichen Kultur zu überbrücken.

Desikachar ist einer der ganz großen Yogalehrenden unserer Zeit. Andere mögen mehr Bücher geschrieben haben, in den Medien präsenter sein. Sein vielleicht größter Beitrag zur Verbreitung des Yoga aber liegt genau darin, dass er gezeigt hat, wie man Yoga still, stetig und aus vollem Herzen weitergeben kann.

Hierfür und für alles, was er uns über fast drei Dekaden hinweg gegeben hat, sind wir ihm unendlich dankbar.

Desikachar mag nicht mehr unmittelbar zu hören oder zu sehen sein. Was aber bleibt, sind fast fünfzig Jahre befruchtender, berührender, inspirierender und für viele Menschen prägender Begegnungen, die sehr viel dazu beigetragen haben, den Yoga in der heutigen Zeit ankommen zu lassen. ▼

*Imogen Dalmann, Martin Soder*